

Impulsvortrag am 04. September A.D. 2021
vor der Kreissynode des
Kirchenkreises Oberes Havelland in Zehdenick
unter dem Thema:
**„O dass ich tausend Zungen hätte¹ oder wie können wir
verständlich reden?“**

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode, liebe Schwestern
und Brüder in Christo,

ich bin der Einladung zu Ihrer Synode sehr gern gefolgt
und entspreche selbstverständlich ebenso gern Ihrer Bitte,
einen Impulsvortrag zu halten, der sich mit dem Thema der
Verständlichkeit von Kirche in der Welt beschäftigt.

Dieses Thema ist mir selbst von großer Wichtigkeit und
ich möchte mich mit Ihnen als Suchender auf den
gemeinsamen Weg machen, der nach Möglichkeiten der
verständlichen Kommunikation sucht, um die befreiende,
fröhliche Botschaft des Evangeliums zu jedem Menschen zu
bringen, dem wir begegnen.

¹ EG 330

Beginnen möchte ich mit einem Bild, in das ich uns
hineinversetzen will.

Wir hatten Urlaub und kommen gestresst auf einem
Flughafen in Südostasien an, denn wir sind spät dran. Der
Taxifahrer hatte alle Zeit der Welt und wohl auch die
Hoffnung noch ein Extra-Bakschisch² für schnelleres Fahren
„mitzunehmen“.

Das haben wir nicht durchschaut und so treten wir unter
großem Zeitdruck in das Flughafenterminal. Großes
Gewimmel, „Himmel und Menschen“ und keiner spricht
Deutsch.

Sie wissen nicht, wo ihr Check-in ist, sie suchen akustisch
nach Sprachfetzen, die Sie verstehen, die Zeit wird immer
knapper. Da endlich, deutsche Worte. Sie suchen nach der
Herkunft, identifizieren den Sprecher und steuern auf ihn
zu. Es ist ein junger Mann, der ihnen hilft den Flug zu
bekommen. Alles ist gut.

² Kommt aus dem Persischen und heißt soviel wie Gabe oder Geschenk, in
unseren Breiten eher als „Trinkgeld“ oder im schlimmsten Fall als
„Bestechungsgeld“ genutzt

Wenn wir uns diese Situation vor Augen führen, dann scheint das so gar nichts mit der Frage zu tun zu haben, die uns heute Vormittag miteinander beschäftigen soll und die ich unter die Überschrift „O dass ich tausend Zungen hätte oder wie können wir verständlich reden?“ gestellt habe.

Ich bin nämlich der Überzeugung, dass dieses Flughafenbild sehr wohl mit uns zu tun hat. Ich möchte das gern ausführen, an- vielleicht auch aufregen, in einem zweiten Schritt in Arbeitsgruppen gehen und danach im Plenum ins Gespräch kommen. So haben ihr Präses und ich uns das überlegt.

Ich habe jetzt 27 Punkte gesammelt, deren Zahl ich nenne, damit sie unausgesprochen wissen, wann ich zum Ende gelange. Ich zeige sie aber nur als ein Stiftzeichen an, das erhöht unsere Aufmerksamkeit³ und das ist bei solcherlei Vorträgen immer hilfreich.

1. Der Flughafen ist unserer Situation in der Kirche nicht deshalb vergleichbar, weil auch in unseren Kirchen im

³ Die Ihre beim Zählen, die meine beim Vortrag um alle Punkte auch anzuzeigen.

Oberen Havelland so viele Menschen sonn- und wochentags in die Kirchen strömten. Flughafen und Kirchen ist gemeinsam⁴ eigen, dass in ihnen verschiedene Sprachen gesprochen werden.

Stellen Sie sich vor, ich als „gelernter DDR-Bürger“ kenne das und der Großteil von Ihnen sicher auch, dass ein religiös unmusikalisch, völlig unreligiös erzogener ehemaliger DDR-Bürger über die sogenannte (viel zu hoch empfundene) Kirchenschwelle tritt und sich hilfeschend umschaute. Was hörte er? Was nähme er wahr? Was spräche ihn an und wo steuerte er im Zweifelsfall hin, weil er es vertraut und verständlich hörte, mit einem Anklang von Heimat und Vertrautheit?

Klar ist, dass er sehr schnell dem Ausgang zusteuert, wenn er nichts findet, dass ihm einen Anhalt, eine Kontaktfläche zu geben verspricht.

Eine vertraute Umgebung findet er sehr klar nicht vor. Kirchliche Räume sind anders und sollen es auch sein.

⁴ In der Theologie sprechen wir hier Fachchinesisch von „tertium comparationis“

Schon ihr Bau hat darauf Wert gelegt, himmelwärts ausgerichtet, mit einem Turm, das Schiff in Kreuzform oder Langhaus, mit Seitenschiffen oder ganz schlicht.

In jedem Fall mit dem Schema eines Eingangsbereichs, eines Kirchenschiffs und eines heiligen Bereichs, dem Altarraum, der mit Stufen oder einem Lettner vom Kirchenschiff abgegrenzt wird.

An dessen Ende befindet sich ein Tisch, auf dem Kerzen brennen, ein Kreuz steht und ein Buch liegt, welches das auch immer ist.

Das kennt er nicht, weder aus seiner Wohnung, noch aus dem Rathaus, der Stadthalle, dem Stadion oder dem Supermarkt nebenan. Das macht ihn nicht sicherer. Er fühlt sich unwohl.

2. Er hat die Möglichkeit, sich an Kunstgegenständen zu erfreuen und betrachtet die Bilder mit religiösen Motiven, die ihn mit Schauer erfüllen oder wie sonst soll man diesen gemarterten Mann am Kreuz anders (ver)s(t)ehen?

„Also meinem Kind zeige ich das nicht“, denkt er sich noch.

Die Bilder sind ihm jedoch vertrauter als der Raum, denn er geht hin und wieder ins Museum. Das ist noch eine Folge der Erziehung seiner Eltern, die sonntags nach dem Gottesdienst ins Museum gingen.

Sie waren von ihren Kriegstraumatisierten Eltern zu streng religiös erzogen worden und hatten mit allem gebrochen, was Glaube ihren Eltern war. Sie wollten es besser machen und ihre Kinder „sollten es einmal besser haben“, frei von bevormundenden religiösen Regeln.

Im Museum kann er das Betrachten von Bildern einfacher haben. Er muss zwar Eintritt zahlen, aber da hat er mehr Bilder auf einen Blick. Eintritt gibt es hier in der Kirche nicht, aber „Austritt“ wie er scherzhaft beim Blick auf die Spendenschale vor sich himurmelt. Ob deshalb so viele aus der Kirche austreten?“ sinniert er mit somnambuler Sicherheit nachdenklich...

Anders als im Museum ist, dass hier auch Kinderzeichnungen hängen, die vermutlich biblische Geschichten erzählen.

Hier muss es also Kinder geben, auch wenn er jetzt keines sieht. Es ist ja Sonntag 9.30 Uhr, da sind die Kinder sicher schon auf und sehen Filme, die sie nicht dürfen, aber die Eltern schlafen aus oder decken gerade den Tisch, damit sie wenigstens das Frühstück zusammen haben, denn der Vater muss 18 Uhr wieder auf Montage und kommt erst Freitag wieder nach Hause.

3. Er sieht sich um, was könnte ihm vertraut sein, sein Interesse wecken? Sich einfach mal in eine der Bänke setzen und einen Gottesdienst miterleben? Sei es drum, ich habe ja Zeit, denkt er und setzt sich in die vierzehnte Reihe, im hinteren Teil, wo auch die anderen sitzen, die häufiger zu kommen scheinen. Offensichtlich darf man nicht allzu

weit vorn sitzen, die vorderen zehn Bankreihen sind verwaist.

Leider versteht man hier hinten nicht alles, die Pfarrerin spricht leise und ein Mikro gibt es auch nicht. Er vernimmt vereinzelt Worte – gesprochen und gesungen – die er nicht kennt: Kyrie eleison zum Beispiel und merkwürdiger Weise wird auch ein Hokuspokus⁵ mit Leib und Blut Christi aufgeführt, bei dem alle mitwirken sollen.

Das war ihm dann doch zu fremd und er ist sitzen geblieben und nicht nach vorn gegangen, obwohl alle wiederholt einladend aufgefordert wurden.

4. Das dicke Buch, das alle, wie er, am Eingang wortlos in die Hand gedrückt bekommen hatten, hatte leider auch keine Gebrauchsanweisung oder ein „Drehbuch“⁶, an dem er sich orientieren konnte.

Irgendwie musste das Buch mit den Ziffern auf der Tafel vorn in Zusammenhang stehen, aber wenn er die Seite

⁵ Ein schönes Beispiel für nicht verstandene Liturgie, bei der die Einsetzungsworte „Hoc est corpus meus“ lauten: „Das ist mein Leib“, aus dem dann dass umgangssprachliche und sprichwörtliche Hokuspokus wurde.

⁶ Gottesdienstablauf

aufschlag, die als nächstes angezeigt wurde, dann stand da ein anderes Lied.

Irgendwann gab er es auf und hörte nur noch zu, um wenigstens etwas zu verstehen. Aber die Lieder waren so alt und die Melodien so schwer, da muss man schon sehr musikalisch sein, um dran zu bleiben... grämte er sich.

5. Plötzlich erhoben sich alle, wie von Geisterhand aufgefordert, er schaute sich um und stand mit auf. Sie sprachen etwas von „glaube an G'TT den Vater“, alle gemeinsam ohne Text, vermutlich aus- oder inwändig gelernt. Er hätte wenigstens gern mitgelesen, was sie da sagten. Oder beteten sie gar? So richtig wusste er den Unterschied von aufsagen und beten nicht einzuschätzen...

6. Am Ende, nach Auf- und Hinsetzen, nach Singen und Hören, nach Stille und gemeinsamem Sprechen, hob die Pfarrerin beide Arme und sprach einen Segen – was auch immer das ist. Es war feierlich und auch ein bisschen schön, dachte er beim Glockenläuten. Es war schön, so eine Zeit

der Ruhe zu haben. So ein kleiner Wohlfühlmoment im Lauf seiner oft stupid empfundenen Woche...

7. Nach dem Gottesdienst gab es ein Kirchenkaffee mit Predignachgespräch mit der Pfarrerin. Verstohlen geht er an den Tisch und bedient sich selbst, keiner spricht ihn an oder begrüßt ihn. Wäre beim ersten Besuch jedenfalls nicht verkehrt und ein bisschen hat er es sich auch gewünscht.

Stattdessen bilden alle Gruppen, stehen im Kreis und er sieht nur ihm zugewandte Rücken. Das spricht ohne viele Worte.

Nonverbale Kommunikation heißt das und ist das erste, was andere von uns sehen und was darüber entscheidet, ob wir als offen und zugewandt wahrgenommen werden oder nicht. Da haben wir noch kein Wort gesprochen und womöglich bereits jedes Gespräch verhindert.

Mit dieser holzschnittartigen Beschreibung eines Gottesdienstbesuchers mit „nichtreligiöser DDR-

Sozialisation“ möchte ich uns sensibel machen für unser Tun und Lassen.

8. Was können wir tun, um verstanden zu werden? In der Überschrift habe ich in Anspielung auf ein Gesangbuchlied getitelt: „O dass ich tausend Zungen hätte“.

Diese Zeile, die dem Lied von Theologiestudenten meiner Generation den Titel „Fleischerlied“ einhandelte, bietet eine Möglichkeit an.

Es hieße, sprachlich so gewandt zu werden, dass wir, wie auf dem Flughafen, vielen Menschen helfen könnten. Das ist die eine Möglichkeit. Doch wer spricht so viele Sprachen?

Sie stößt zudem an natürliche Grenzen, denn ein Jugendlicher würde sich wohl zurecht sehr verschaukelt vorkommen, wenn ihn eine rüstige 70ig-Jährige in gerade aktueller Jugendsprache mit „Was geht ab Alter?“ begrüßte.

Da stimmen Adressat und Botschaft nicht überein. Schon wenn ich Jugendsprache benutzte, würden mich meine Enkelinnen bestenfalls mitleidig ansehen oder mich fragen, ob ich gesundheitliche Probleme hätte ...

9. Wie also dann verständlich reden? Es sind verschiedene Dinge, die zusammenkommen. Alle haben eine Wirkung und nur wir können sie verändern. Dafür müssen wir sie uns klarmachen, kritisch bewerten und bewusst einsetzen.

Im Folgenden möchte ich ausschnitthaft ein paar Dinge benennen, die nicht den Anspruch auf Vollständigkeit haben. Sie alle wissen besser, was vor Ort davon zutrifft und was nicht. Was fehlt oder noch untertrieben ist. Sehen Sie es als einen Gesprächsanstoß für den zweiten Teil unserer gemeinsamen Unternehmung.

10. Bevor Menschen eine Kirche betreten, können Sie uns schon reden hören, denn der Schaukasten gibt ein beredtes Bild von unserer Gemeinde. Ist er einladend und aktuell? Ist er interessant und behandelt wichtige Fragen

der Zeit, gut dargestellt? Gleiches gilt auch für den digitalen Schaukasten, die Homepage der Kirchengemeinde. Wird nur das Nötigste beschrieben oder auch interessante Dinge aus der Geschichte der Kirchengemeinde? Gibt es kleine Geschichten oder Anekdoten, die zum Weiterlesen animieren? Ist die KG in ihrem Profil, ihrem Anspruch, ihrem konkreten Eigenen erkennbar?

Was erwarte ich, wenn der Schaukasten lieblos gestaltet ist oder die aktuellen Veranstaltungen von vor vier Monaten offeriert werden oder er leer in den Tag gähnt? Können wir uns wirklich wundern, wenn das unsere Außenwirkung ist, dass sich kaum jemand zu uns verirrt?

Ich bin überzeugt, dass es in jeder Gemeinde jemanden gibt, der ein Händchen für diese Aufgabe hat und es, mit der nötigen Zuarbeit der Termine, für ein Jahr übernimmt, den Schaukasten/die HP zu gestalten. Vielleicht entdeckt er oder sie große Freude daran und macht nach dem einen Jahr gern weiter... vorausgesetzt seine/ihre Arbeit wird

gewürdigt, wird gesehen, auch mal zum Thema gemacht und ihm/ihr gedankt ...

11. Ob unsere Türschwellen hoch sind oder nicht, hängt davon ab, ob wir drinnen oder draußen stehen. Wer schon vor der Kirche begrüßt wird, zurückhaltend zugewandtes freundliches Interesse erlebt, der geht leichter über die Schwelle als wenn er nicht weiß, was nach der Schwelle kommt, er sieht ja oft nur den dunklen Kircheneingangsbereich hinter der Tür.

12. Das ist übrigens auch ein Thema. Wie einladend freundlich sind unsere Räume auch lichttechnisch? Wer von uns geht schon gern ohne Hilfsmittel in eine dunkle Höhle, bei der womöglich die nächste Stolperstelle lauert? Eine weit geöffnete Kirchentür mit Begrüßung davor und gut ausgeleuchteten Eingangsbereich, spricht eine sehr einladend nonverbale Botschaft aus.

13. Wer in der Kirche ein Gesangbuch überreicht bekommt, in dem sich innewohnend die Liturgie des Gottesdienstes findet, so dass er oder sie dem Gottesdienst

leicht folgen kann, der wird u.U. sogar das abgedruckte Glaubensbekenntnis mitsprechen, obwohl es ihm (noch) fremd ist. Dabei werden Fragen auftauchen, die dann, womöglich erst im Heimatort⁷, weiterarbeiten und zu weiteren Begegnungen und Gesprächen führen, aber sie bieten die Möglichkeit der Partizipation.

Womöglich findet sich, je nach Gestaltung des Textes, auch etwas Zeit, das eine oder andere im Gottesdienst zu erklären. Wenn dann am Ausgang die Erklärungen zum Mitnehmen bereit liegen, dann kann sich der/die Besucher:in weiter damit befassen, wenn er/sie will und ist beim nächsten Mal dann vorbereiteter...

14. Am Beginn des Gottesdienstes ist es m.E. eine Aufgabe der zahlreich anwesenden Kirchenältesten, die Gemeinde in die ersten Bankreihen einzuladen.

Das heißt, dass auch Einheimische mit nach vorn kommen, selbst wenn der Bankplatz im 15. Jahrhundert

⁷ Erfahrungsgemäß tun sich Menschen im Urlaub leichter, in einen Gottesdienst zu gehen, wo sie keiner kennt und sich oder laut fragt, wieso der/die jetzt in die Kirche geht. Eine solche Realität darf ruhig mitgedacht und einbezogen werden. Wir sind eine weltweite Gemeinde Jesu Christi.

mal für die Familie „gekauft“ und aus Traditionsbewusstsein schon immer eingenommen wurde. Wir sind eine Gemeinde oder anders gesagt, eine Familie⁸, die sitzt zusammen und lässt auch physisch wahrnehmen, dass sie zusammengehört. Das schließt auch bisher Fremde ein.

Zudem fällt es Kirchenfernen dann leichter, die Riten von Aufstehen und Setzen, von der Anzeigetafel u.a. mit zu vollziehen bzw. den Hinweis zu bekommen, dass keine Seitenzahlen sondern Liednummern gemeint sind.

15. Die Gastfreundschaft der ersten Christen, zu der der Apostel uns ausdrücklich aufruft⁹, ist heute leider eine fast verlernte Eigenschaft. Dahinter steckt die Angst, dass wir ausgenutzt werden könnten. Nach dem Gottesdienst ist dafür kein Grund gegeben.

Wir sind eine Gemeinschaft von Vielen und wir sollen und können einladend sein. D.h. dass wir auf Menschen

⁸ Wer kann sich ernsthaft vorstellen, dass das Abendbrot in einer Familie in den entlegensten Räumen des Hauses, weit ab von der Küche, eingenommen werden? Wie soll da ein Gefühl von Gemeinschaft entstehen?

⁹ Röm 12_{13b}

zugehen, die wir bisher noch nicht im Gottesdienst gesehen haben. Dass wir sie in die Gesprächsrunden einbeziehen, ihnen Kaffee einschenken und anbieten, sie spüren lassen, dass sie willkommen sind.

16. Ich halte das Predignachgespräch für besonders wichtig. Gottesdienste sollten so getaktet werden, dass dazu auf Wunsch immer Zeit ist. Denn so können Fragen intensiver und auf Augenhöhe miteinander besprochen werden, Verstehensprozesse in Gang kommen und miteinander Erkenntnisse und vor allem Sprachfähigkeit gewonnen werden.

Bei von mir erlebten Predignachgesprächen bin ich als Prediger oft beglückt und bereichert nach Hause gegangen, haben mich die Fragen bereichert, in Frage gestellt und wachsen lassen.

Zudem hat es für den/die Pfarrer:in den nützlichen Nebeneffekt, dass er/sie mitbekommt, wo er sich verständlich ausdrücken konnte und wo nicht.

Eine Rückmeldung ist auch möglich, die über das „es war schön, Frau Pfarrer“ hinausgeht und das ist nun mal die Währung, in der geistige und geistliche Leistungen „bezahlt“ werden.

17. Ganz wichtig ist, dass wir uns ernsthaft in den GKR fragen, welche Gottesdienste wir wo und wann anbieten? Ich kenne wenig plausible Gründe, die drei Gottesdienste der Pfarrerin am Sonntag mit je fünf Gottesdienstbesuchern gerechtfertigt erscheinen lassen.

Ja, die Heimatkirche ist die Schönste die es gibt, sie ist vertraut und sie ist unbedingt erhaltenswert und zu öffnen.

Aber wenn die fünf älteren Gemeindeglieder in ihr nur wieder in die Klage einstimmen, dass „wir nur noch so wenige sind“, wenn ein Kirchenältester kommt um die Glocken zu läuten, er dann aber nicht bleibt, sondern nach Hause oder zum Stammtisch geht, dann ist dieser berechtigte Grund für den Gottesdienst vor Ort nur noch halb so viel wert.

Warum nicht mit den Gottesdiensten wandern? Einen schönen Gottesdienst, jeden Sonntag in einem der Orte, schön vorbereitet, die Familie bringt die Oma/den Opa ins Nachbardorf und bleibt am besten gleich mit da und dann feiern 20 – 30 Leute in einer deutlich volleren Dorfkirche Gottesdienst, danach gibt es Kirchenkaffee oder gleich eine Suppe, dann sparen sich alle das Mittagessen kochen zu Hause. Selbst einen Gottesdienst in der Dorfkneipe, wenn es sie noch gibt, ist vorstellbar. Die Männer sind ohnehin da, müssen nur die Frauen und die Pfarrerin noch dazu kommen und der Wirt kann gleich ein paar Mittagessen mehr verkaufen – gern auch vorbestellt.

Der Ideen gibt es Viele, den Mut aufzubrechen, weil es verheißungsvolle Ziele gibt, können wir allesamt aufbringen.

18. Mir sind im Sprengel Potsdam viele alternative Gottesdienstangebote bekannt. Absolut logisch finde ich, dass es Sonnabendabend ein Gottesdienstangebot für Familien gibt. Dass das dann aber nur als Zusatzangebot

zum Sonntagsgottesdienst verstanden wird, leuchtet mir nicht ein. Denn die Pfarrer werden dann mit deutlicher Mehrarbeit belastet, weil sie sich um den Gemeindeaufbau bemühen. Das ist unlogisch.

GKR sollten vielmehr dafür werben, dass alle Gemeindeglieder den Sonnabendgottesdienst für Familien als Ihren Gemeindegottesdienst verstehen lernen. Denn Familiengottesdienste meinen nicht nur die Familien vor Ort, sondern die Familie G'TT'es, zu der alle von uns gehören.

Hier noch eine Alternative 16 Stunden später in der üblichen Form anzubieten, halte ich für nicht geboten, es sei denn, ein Gemeindeglied lässt sich zum Prädikaten ausbilden und springt an diesem Sonntag für die Pfarrerin ein. Das könnte ein schöner Farbtupfer im Gemeindeleben sein. Dennoch schmälerte es die Bedeutung des Familiengottesdienstes, bände mehr als nötig Kräfte der Beteiligten und wäre kein gutes Zeugnis vom Miteinander in der Gemeinde. Was soll denn die Botschaft dieses

Angebots sein: Familie und Gottesdienstgemeinde sind nicht identisch? Das kann doch nicht unser Ernst sein, oder?

19. Ich bin ein großer Freund liturgischer Gottesdienste. Ich fühle mich dabei in einer Reihe der vielen Generationen bis hin zu den ersten Christen.

Liturgie ist in Melodien gefasstes Gotteslob, das uns mit den Menschen vor und nach uns verbindet. Trotz dieser, meiner erklärten Liebe hat mir die Corona-Zeit gezeigt, dass es auch ohne gehen kann.

Wenn es uns darum geht, einladend zu sein, dann müssen wir unsere Traditionen, unsere Liturgie, so gut und verständlich erklären, dass sie einleuchtend und im wahrsten Sinne des Wortes „begriffen“ wird.

Das wird nicht leicht werden, ist aber lohnend, denn Tradition bewahrt uns vor dem Irrglauben, dass unsere Zeit die alleinige Richtschnur unseres Glaubenslebens ist. Wir sind in größere Zusammenhänge gestellt.

Das macht es nicht immer einfacher, hat aber den Vorteil, den sonst kaum jemand hat, dass wir auf gelebte Erfahrung zurückgreifen können und uns nicht aus uns selbst begründen müssen.

Nicht umsonst versuchen namhafte wie weniger bekannte Vereine dies mit der Nennung des Gründungsjahrganges in ihrem Namen nachzuempfinden und sich damit ein Zeichen von langer Kontinuität zu geben.

Wir brauchen das nicht, uns gibt es, salopp gesprochen, schon 2.000 Jahre. Diesen Schatz sollten wir selbst wertschätzen und hegen.

20. Wo Traditionen wie die Liturgie nicht leicht erklärbar sind, da müssen wir über neue Formen nachdenken. Sehr wahrscheinlich erfüllt ein frei und von Herzen kommendes Dankgebet mit anschließender Bitte und einem modernen „Ehre sei G'TT in der Höhe“ den gleichen Zweck wie Gloria patri, Kyrie und Gloria in excelsis des agendarischen

Gottesdienstes. Gern im Wechsel von Familiengottesdienst und „traditionellen Gottesdienst“.

Da sind unserer Phantasie schlicht keine Grenzen gesetzt und ich wünschte, dass wir viel Kraft und Aufmerksamkeit darauf verwendeten, denn es geht um die schönste Botschaft die es gibt, die nur nicht verstanden wird, wenn wir sie nicht verstehbar werden lassen.

21. Im „Sendbrief vom Dolmetschen“¹⁰ schreibt Luther davon, dass man dem Volk aufs Maul schauen müsse. Er meint damit, dass das Volk die Bibel im Deutschen erfassen können muss und nicht, wie zuweilen unterstellt, dass wir, im negativen Sinne, wie das Volk reden müssen.

Dabei schuf er neue Worte und suchte nach Entsprechungen für Worte, die es im Deutsch der

damaligen Zeit nicht gab. Streng genommen gibt es das Deutsche zur Zeit Luthers sowieso noch nicht, wurde vielmehr auch durch die Bibelübersetzung von Luther u.a. grundgelegt.

Der bekannteste Beweis ist die deutsche Übersetzung für ׀פּשׁ, das Luther mit „Klippdachs“¹¹ wiedergab, obwohl damit wohl wahrscheinlich der syrische Schliefer¹² gemeint ist, den aber weder Luther noch seine Zeitgenossen kannten. Auch viele von uns kennen ihn heute wahrscheinlich noch nicht.

22. Ein weithin vernachlässigter Aspekt der nonverbalen Kommunikation, auf die ich schon zwei Mal zu sprechen kam¹³, ist der Umgang unter uns Christen in den KG, den KK und der LK. Wenn wir, gelegentlich im Bemühen um das

¹⁰ 1530 verfasst. In ihm verteidigt Luther seine Bibelübersetzung ins Deutsche, die von Vielen kritisiert wurde, weil er u.a. Wörter einbaute, die dem lateinischen zu mehr Verständlichkeit verhelfen und es adäquat wiedergeben sollte, auch wenn es wörtlich nicht im Text stand, so z.B. die Stelle Röm 3,28 „allein durch den Glauben.“ Luther zeigt im Sendbrief, dass das „allein“ in der der deutschen Übersetzung sprachlich notwendig ist und darüber hinaus auch im Einklang mit der Theologie des Apostel Paulus steht. Das wird aus seinen eigenen Zeilen am besten deutlich: „ich hab mich bemüht beim Dolmetschen, dass ich reines und klares Deutsch geben möchte. Und es ist uns sehr oft begegnet, dass wir

vierzehn Tage, drei, vier Wochen ein einziges Wort gesucht und erfragt haben, und haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir so – Magister Philipp [Melanchthon], [Matthäus] Aurogallus und ich -, dass wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fertigstellen konnten. Mein Lieber, nun, da es verdeutscht und bereitet ist, kann's ein jeder lesen und schulmeistern.“

¹¹ Lev. 11,5, Dtn 14,7, Ps 104,18 und Prov 30,24.26. Interessanter Weise ist dieses kleine possierliche Tier mit Elefanten und Seekühen verwandt.

¹² Siehe dazu u.a.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Schliefer>

¹³ unter 7. und 12.

vermeintlich Beste für die eigene KG oder den eigenen KK, die breite Öffentlichkeit in strittige Sachverhalte einbeziehen, ohne dass intern schon intensiv nach Lösungsansätzen gesucht wurde, dann können wir sonst noch so sehr versuchen, verstanden zu werden und eine zugewandte Sprache zu sprechen.

Dann wird es heißen, „die Christen sind auch nicht besser als wir“, in Konflikten sind sie auch so unbarmherzig wie die gesellschaftlichen Akteure, wieso sollte ich mich dafür interessieren?

„Besser sind wir nicht, aber besser sind wir dran“, haben Theo Lehmann und Jörg Swoboda auf die Melodie von „The yellow Submarine“ von den Beatles gedichtet und gesungen¹⁴ und damit eine gute Hintergrundfolie für unseren Umgang miteinander geliefert. Weil wir nicht besser sind als alle anderen, deshalb dürfen wir, weil wir besser dran sind, im Wissen um den uns erlösenden Erlöser

besser miteinander umgehen – in der Gemeinde, im KK und in der LK und besonders in der Öffentlichkeit.

Wem dazu aktuelle Bezüge einfallen, dem sei gesagt, es bleibt nicht dabei stehen, es gibt viele Gründe, diese Handlungsoption ganz bewusst im Blick zu haben und täglich anzuwenden. Das Wort des Karl Valentin „Wir brauchen unsere Kinder nicht erziehen, Sie machen uns ohnehin alles nach“, bezogen auf die Erziehung von Kindern, lässt sich auch auf unser Leben als Christen im Angesicht der uns beobachtenden Nichtchristen anwenden.

Wenn uns viele Menschen das vorgelebte Gute aus Überzeugung nachmachten, wäre schon viel gewonnen. Unser Handeln wird dann nicht unbedingt leicht(re) verständlich, aber es wäre glaubwürdig im doppelten Sinne: würdig und den Glauben bezeugend und überzeugend in der im Glauben gründenden Tat.

¹⁴ Siehe

https://www.evangeliums.net/lieder/lied_besser_sind_wir_nicht_in_dem_leben_das_man_fuehrt.htmlb

23. Deshalb ist es gut, wenn wir „in die Welt hinausgehen“ (mich befremdet diese Bezeichnung immer wieder, denn wir sind doch Teil der Welt oder wird hier schon programmatisch unausgesprochen deutlich, dass wir uns nicht mit der Welt gemein machen und fühlen [sollen]? Dann wäre dies ein Indiz für die ausschließende Sprache und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir nicht verstanden werden.). Wenn es irgendeine Möglichkeit gibt, eine Faschingsession, ein Dorffest, ein Vereinsfest mitzugestalten, dann lasst uns hingehen und mitmachen.

Es gibt Vereine, die wollen Kirche zur Kirmes einladen, damit es eine Andacht gibt wie im Nachbardorf und erfahren erst dabei, dass Kirmes das Fest der Weihe der Kirche ist. Das sind doch prima Anknüpfungspunkte.

24. Wir müssen uns zu erkennen geben, damit wir erkannt werden können. Wir müssen wie Paulus auf die Areopage unserer Zeit, d.h. auf den Dorfplatz, in die Stadthallen, aber auch auf die medialen Marktplätze.

Auch wenn es schwer fällt, z.T. unflätige Bemerkungen von anonymen Schlaumeiern im Internet zu bekommen. Dort halten sich die Menschen auf und dort hören wir sie reden und können unsere Sprache an Ihrer reiben, bis sie wie ein schöngeschliffener Diamant glänzt, an der Botschaft interessiert macht und vor allem verständlich ist.

25. Es kann uns doch auf Dauer nicht in Ruhe lassen, dass in der Coronazeit Gottesdienste im Netz tausende Male angesehen werden und sonst nur fünf Menschen den Gottesdienst besuchen?

Natürlich ist er medial anspruchsvoller und Netzsynchron zu gestalten, aber gerade in Ihrem KK habe ich sehr schöne Beispiele gesehen, die ansprechend waren und sehr berührend.

26. Hier müssen wir ansetzen, miteinander nach neuen Wegen suchen und uns angewöhnen, das Gewohnte wie ein Fremder zu sehen, vielleicht auch mal Leute fragen, was Ihnen auffällt, was sie gut finden, was sie nicht verstehen?

Dass lässt sich mit einem Tag der offenen Tür verbinden, mit einer Führung durch Kirche und Gemeindehaus oder über den Friedhof. Das kann am Tag des offenen Denkmals sein oder zu einem Kirchweihfest oder etwas ähnlichem.

27. Vor allem ist mir eines wichtig und damit will ich meinen kleinen Vortrag beenden, wir müssen miteinander über unseren Glauben sprechen. Es darf keine Tabus, keine verschämten Zonen geben, sondern all unsere Fragen, unsere Zweifel und auch unsere Nöte mit bestimmten Texten oder Glaubenssätzen müssen wir miteinander ins Gespräch bringen.

Ich habe schon die befreiende Erfahrung gemacht, dass ich in Seniorenkreisen über die Schöpfungsberichte des AT oder die Jungfrauengeburt im Glaubensbekenntnis gesprochen habe und mir Senioren sagten, dass sie diese Frage schon 80 Jahre lang bewegt und sie sich nicht zu fragen getraut hätten. Wer weiß, was sonst die anderen von mir denken?

Liebe Synodale, wie wollen wir denn fragenden Nichtchristen bestimmte Sachverhalte erklären, wenn wir sie selbst nicht verstehen, geschweige denn in Worte fassen können? Wir müssen raus aus der „selbstverschuldeten Sprachunfähigkeit“ und miteinander über unseren Glauben reden, um überhaupt authentisch bezeugen zu können, woran wir glauben.

Nur was „durch uns hindurchgegangen ist“, können wir authentisch bezeugen. Das muss nicht reif für eine Promotion sein, es braucht auch nicht viele Fremd- oder sogenannte Glaubensworte, sondern wir sollen unseren Glauben in unserer Alltagssprache ausdrücken, ohne heilige Worte oder „Heiligenschein“, dann werden wir auch verstanden. Es muss nicht einmal „fromm“ sein, wenn es „frank und frei“ und ehrlich ist.

So frei werden wir aber nur, wenn wir es einüben und uns zu Eigen machen. Denn was unser Herz voll ist, das geht unser Mund über. Glaube ist eine Herzensangelegenheit, lassen wir uns also unser Herz

bewegen, durch die gegenseitige Zeugnisgabe unseres Glaubens.

Es gibt so viele Ideen und Erfahrungen, die wollen wir uns gegenseitig erzählen. Jetzt im, wie ich finde wichtigsten Teil unseres gemeinsamen Nachdenkens. Ich freue mich drauf und bin auf unseren Austausch gespannt.

Vier Impulse für die Gruppenarbeit in der Kreissynode und darüber hinaus...

1. Welche Erfahrungen habe ich schon mit Fremdheit im Gottesdienst gemacht, weil ich etwas in meiner/ einer anderen Kirchengemeinde nicht verstanden habe?
2. Was könnten wir an diesen konkreten Beispielen für unsere Kommunikation lernen, wo etwas anders machen um verstanden zu werden?
3. Welche Art von Veranstaltung braucht es m.E. in meinem Ort, um die Menschen mit dem Evangelium bekannt zu machen? Was habe ich schon probiert, was

andernorts gesehen, mich aber nicht in meinem Ort getraut es auszuprobieren?

4. Welche konkrete Maßnahme würde ich gern mal ausprobieren und mit wem will ich mich über die dabei gemachten Erfahrungen austauschen, damit wir ein uns unterstützendes Netzwerk bilden?